

Anmerkungen zum Menschenbild der modernen Ökonomie

Freiheit als Einsicht in die Notwendigkeit?

Der Wiederaufstieg wirtschaftsliberalen, besonders des neoklassischen Denkens Anfang der siebziger Jahre, die konservative Revolution Margaret Thatchers und Ronald Reagans, das, was seit Anfang der Neunziger als *Washington Consensus* bekannt ist, und die Anwendung dieses Prinzipienkatalogs in der Politik der WTO, der Weltbank, des IWF und in der EU mitsamt ihren revolutionären Folgen in der ganzen Welt wird oft als ein Prozess fortschreitender *Befreiung* dargestellt. Ist er es wirklich? Oder liegt hier ein folgenreiches Missverständnis vor?

I. Verlorene Freiheiten

Karl-Heinz Brodbeck, Professor für Volkswirtschaftslehre, Statistik und Kreativitätstechniken an der FH Würzburg und der Hochschule für Politik in München, hat in seinem Buch *Die fragwürdigen Grundlagen der Ökonomie. Eine philosophische Kritik der modernen Wirtschaftswissenschaften* geschrieben: „Die neoklassische Vorstellung der menschlichen Freiheit, wenn von ihr überhaupt gesprochen wird, gleicht der ‚Bewegungsfreiheit‘ eines mechanischen Pendels oder des Lenkrades beim Auto.“ Das Problem liege darin, dass die meisten Ökonomen das Handeln der Menschen im Rahmen einer „sozialen Physik“ meinen verstehen zu können. Was dieser Typus von Wissenschaft nicht

begreife, so Brodbeck, sei, dass Freiheit mehr sei als eine bestimmte Zahl kalkulierbarer Optionen in einem definierten Raum, dass die Freiheit vielmehr den Raum, in dem sie sich bewegt, selbst entwerfe und gestalte.

Nun werden die meisten Menschen mit einer so grundsätzlichen Kritik, wie sie Brodbeck vorbringt, wenig anfangen können. Interessant wird es erst, wenn man sich in die Niederungen der angewandten Wirtschaftstheorie begibt. Freilich stößt man auch dort auf höchst problematische Konsequenzen, die häufig mit dem unrealistischen und verengten Menschenbild zu tun haben, das den herrschenden ökonomischen Theorien zu Grunde liegt.

Erstens: Die Abkehr vom autoritären Leitungsstil, der Abbau von Hierarchien, die Anreicherung der Arbeitsaufgaben, eine weitgehende Verbindung von Planung und Ausführung – all dies finden wir heute in den avanciertesten Bereichen der Wirtschaft, wo Teamarbeit und Selbstständigkeit groß geschrieben werden. In den siebziger Jahren hätten dies auch die Gewerkschaften unter „Humanisierung der Arbeitswelt“ verbucht. Aber wie so oft bei modernen Fortschrittsprozessen – Foucault hat immer wieder darauf hingewiesen – wird der Abbau sichtbarer Unterwerfungsstrukturen mit der Verinnerlichung von Herrschaft bezahlt. Der Haken an der „schönen neuen Arbeitswelt“ in der so genannten Wissensökonomie ist der Zwang zur Internalisierung ökonomischer Prinzipien und Herrschaftsstrukturen, ist

die Tendenz zur Selbstüberforderung und zur Selbstinstrumentalisierung der Arbeitenden, ist der immense Druck, unter den sie geraten, wenn sie den objektivierten Kriterien größtmöglicher Effizienz in einem System universeller Konkurrenz genügen müssen, ein Druck, der oft an die anderen im Team weitergegeben wird und nicht selten dazu führt, dass die weniger Leistungsfähigen am Ende hinausgemobbt werden.

Es sieht in diesen neuen Arbeitsverhältnissen so aus, als handle jeder aus eigenem freien Entschluss. Aber es ist der Chef, der die Rahmenbedingungen setzt, unter denen die Arbeitenden handeln müssen. Und diese Rahmenbedingungen haben es in sich: Die Abteilungen im Unternehmen verhalten sich zueinander wie Käufer und Verkäufer auf einem Markt. Jedes Team hat seine Leistungen zu den günstigsten Bedingungen anzubieten. Die Vorgaben sind einzuhalten, wie, interessiert den Chef nicht. Wenn ein Team es nicht schafft, seine Leistungen günstiger als ein externer Konkurrent anzubieten, wird der Teil der Produktion „outgesourcet“ und die betreffende Abteilung geschlossen. Kein Wunder, dass da die Teams länger arbeiten, als sie müssten, zumeist freiwillig und unbezahlt, im Büro oder zu Haus. Kein Wunder, dass viele nach wenigen Jahren ausgebrannt (burned out) sind, dass die psychosomatischen Erkrankungen gerade in diesen modernen Produktionsverhältnissen dramatisch zunehmen. Was also auf den ersten Blick als ein Fortschritt zu mehr Dispositionsfreiheit und Selbstbestimmung erscheint, erweist sich bei genauerem Hinsehen als eine verschleierte Form der Fremdbestimmung.

Zweitens: *Employability* ist der Begriff, der in der Umgebung von Tony Blair geprägt wurde, um die Ziele einer modernen Bildungs- und Qualifikationsoffensive zu kennzeichnen. Auch hier wird man zunächst das Positive sehen: Menschen, die

sich selbst so bilden, dass sie vielseitig verwendbar sind, haben mehr Chancen im Leben, werden nicht so leicht und nicht so lange arbeitslos, können mit mehr Zuversicht ins Leben starten. Dennoch schleichen sich auch hier Bedenken ein: Der Begriff *employability* bedeutet zu Deutsch Anwendbarkeit, Brauchbarkeit.

Die Übersetzung macht schon deutlich, dass hier Menschen mehr oder weniger deutlich als Werkzeuge, als Mittel betrachtet werden. Mehr noch: sie sollen sich selbst wie Mittel, wie Instrumente behandeln, ihre eigene Person, ihre Lebensweise, ihre Qualifikationen flexibel den wechselnden Anforderungen der Märkte anpassen. Dass dies in gewissem Umfang immer notwendig ist, wird keiner bestreiten. Wenn dies aber zum leitenden Gesichtspunkt von Bildung und Ausbildung gemacht wird, dann heißt das nichts anderes, als von den Menschen zu verlangen, auf ein Leben nach eigenen Vorstellungen zu verzichten. An die Stelle des aktivistischen Lebensmodells der Selbstbestimmung tritt so die Selbstinstrumentalisierung für fremdgesetzte Zwecke.

Eine extreme Ausformung des *Employability*-Konzepts ist die „Ich-AG“. Die Aufforderung, sich selbst wie eine AG zu managen, mag für manche nur eine Sprachmarotte sein. Nimmt man sie ernst, so ist sie der Gipfel der Selbstinstrumentalisierung und Selbstentfremdung. Und dass eine solche Persönlichkeitsspaltung zu psychischen und psychosomatischen Störungen führen kann, ist verständlich.

Drittens: Viele Menschen spüren instinktiv, wie menschlich inadäquat solche Konzepte und die damit verbundenen Zumutungen sind. Dass sie sie dennoch akzeptieren, ja manchmal sogar als Fortschritt begrüßen, hängt damit zusammen, dass sie mit einem Versprechen verknüpft sind, dem Versprechen nämlich, dass Entbehrungen und Zwänge auf der einen Seite durch Freiheitsgewinne auf

der anderen kompensiert, wenn nicht gar überkompensiert werden. In seiner bescheideneren Variante lautet das Versprechen: Wenn ihr euch der ökonomischen Rationalität mit Haut und Haaren unterwerft, müsst ihr zwar eure Spontaneität unterdrücken, euch ständig disziplinieren, hart und ausdauernd arbeiten und euer Denken und Handeln ganz der Logik des Ökonomischen unterstellen, aber dafür habt ihr ein Einkommen, und durch dieses Einkommen gewinnt ihr die kleine Freiheit, die in der Wahl zwischen vielen Konsumoptionen besteht. Wenn ihr diese wahrnehmt, so die frohe Botschaft der Ökonomen, werden euch alle Entbehrungen reichlich vergolten.

Zunächst: Ich halte nichts von moralinsauren Verzichtpredigten, von der Ver-teufelung von Konsum und der Idyllisierung der Armut. Armut, gerade im Sinne materieller Armut, ist eine Beschränkung menschlicher Möglichkeiten und damit ein Stück Unfreiheit. Freilich heißt das im Umkehrschluss nicht, dass die ständige Vermehrung der Konsumoptionen der Königsweg zu immer mehr Freiheit ist. Es ist eine einfache Erfahrung, die jeder für sich machen kann, dass die Qual der Wahl mit der Zahl der Optionen wächst. Man kann nie sicher sein, aus der Vielzahl der Konsumoptionen die befriedigendste ausgewählt zu haben.

Jeder, der an sich selbst erlebt hat, was ihm der Fortschritt von drei zu zehn und von zehn zu einhundert Fernsehprogrammen gebracht hat, weiß, wovon die Rede ist. Je größer die Zahl der Programme, die ich zur Auswahl habe, umso öfter quält mich der Gedanke, dass, während ich mir einen Film oder eine Talkshow anschau, auf einem der vielen anderen Kanäle der noch spannendere Krimi, die noch komischere Komödie, die noch sensationellere sportliche Höchstleistung, die noch nacktere Nackte geboten wird. Und wenn ich dem Impuls, nichts zu verpassen, folge und zum

nächsten und wieder nächsten Kanal umschalte, habe ich am Ende womöglich gar nichts gesehen, jedenfalls nichts mit Ruhe und Aufmerksamkeit verfolgen können. Was bleibt, ist oft ein Gefühl der Leere und der vergeudeten Zeit. Der Glücksgewinn durch die Vermehrung der Optionen stellt sich jedenfalls nur selten ein.

Auch die Behauptung, die Vielzahl der Konsumoptionen sei zugleich Ausdruck und Mittel zur Beförderung einer ganz individuellen Lebensweise, ist kaum aufrechtzuerhalten. Weil es überzeugende rationale Entscheidungsgründe bei der Auswahl zwischen den vielen angebotenen Konsumoptionen zumeist nicht gibt, halten sich die meisten Konsumenten an das, was die vielen anderen auch wählen. Die Konsumindividualisten sind in aller Regel zugleich Konformisten.

Wenn aber die Steigerung der Konsumoptionen durchaus nicht ein Garant für Lebensglück und erweiterte Freiheit ist, wird die Frage nach dem Preis für diese Art Fortschritt relevanter. Es kann sein, dass wir bei dem Versuch, die Zahl der Konsumoptionen immer weiter zu steigern, unter dem Strich unsere wirklichen Glücksmöglichkeiten schmälern und uns in Zwänge verstricken, die uns letztlich in eine Lage bringen, die das Wort *Lebensverfehlung* vielleicht am besten trifft. Denn Reichtum und Fülle sind vom lebendigen Menschen und seinen Lebensbedürfnissen aus betrachtet etwas anderes als das, was die Ökonomen darunter verstehen.

Viertens: Die Reduktion von Freiheit auf Wahlfreiheit, noch spezieller auf die Wahl zwischen möglichst vielen Konsumoptionen, ist eine Verkürzung des modernen Freiheitskonzepts. Die eigentlich *politische* Dimension der Freiheit, die Idee der politischen Selbstbestimmung, fällt dabei fort.

Praktisch erleben wir dies heute in nahezu jeder Gemeinde am Komplex „Privatisierung öffentlicher Einrichtungen“.

Dies ist nämlich nicht nur eine Frage der Effizienz in der Erledigung gewisser Aufgaben von allgemeinem Interesse. Vielmehr geht es auch darum, ein Feld der Einübung und Festigung demokratischer Praxis zu erhalten. Was bleibt von der Demokratie, wenn dem Citoyen die Gegenstände abhanden kommen? Wenn Gemeinderatsmitglieder über die Politik der Stadtwerke, zum Beispiel über die vermehrte Nutzung regenerierbarer Energie, entscheiden wollen, geraten sie immer öfter an einen Leiter des Unternehmens, der ein solches Ansinnen abwehrt, indem er darauf hinweist, dass „sachfremde“ politische Gesichtspunkte in seinem Unternehmen nichts zu suchen hätten, dass er es allein nach ökonomischen Sachgesetzmäßigkeiten führe. Aber genau das ist die wieder zu stellende Frage: Wodurch soll eine demokratische Gemeinde bestimmt sein, durch die politische Willensbildung ihrer Bürger, in die ökonomische Gesichtspunkte durchaus eingehen können, oder durch die ungeschmälerte Herrschaft der ökonomischen Logik?

Natürlich beruhen die ökonomischen Sachgesetzmäßigkeiten, die zur Abwehr des Mitbestimmungsbegehrens der Bürger ins Feld geführt werden, auch auf Entscheidungen, meistens aber auf demokratisch nicht legitimierten. Immer häufiger haben wir es heute mit der Auswanderung politischer Entscheidungen in demokratisch nicht oder nur äußerst schwach legitimierte Gremien zu tun: G8, WTO, WB, IWF, die Analysten der Wallstreet, auch manche Entscheidungen auf der Ebene der EU oder die allzu vielen Konsensrunden. Die Parlamente sind immer häufiger Vollzugsorgane der Exekutive, und damit werden die Bürger ihrer Möglichkeiten der Mitwirkung am politischen Prozess immer mehr beraubt.

Fünftens: Hinter all diesen Phänomenen steckt ein Konzept des Individualismus, das die Menschen radikal vereinzelt, das ihnen, praktisch angewandt, den

Schutz und die Sinnhaftigkeit gemeinschaftlicher Strukturen, ihrem Leben die Chance der Planbarkeit nimmt, sie hinausstößt in eine Konfrontation mit Risiken und Unwägbarkeiten (Arbeitslosigkeit, sozialer Abstieg, Krankheit, Pflegebedürftigkeit ohne adäquaten sozialen Schutz, Terrorismus etc.), die allenfalls Heroen bewältigen könnten. Das Ergebnis ist eine grassierende Angst, ein tief im Gemüt nistendes Gefühl der Verunsicherung, das, wenn es von den Medien noch geschürt wird, leicht zu hysterischem Verhalten führen kann. Barry Glassner, Professor für Soziologie an der University of Southern California in Los Angeles, hat in seinem Buch *The Culture of Fear* am Beispiel der USA dieses Phänomen beschrieben. Die radikale Vereinzelung und Flexibilisierung, die die Neoliberalen propagieren und praktisch bewirken – das hat auch Richard Sennett überzeugend nachgewiesen –, ist mit der Natur des Menschen unvereinbar. Und es istbarer Unsinn anzunehmen, dass die menschliche Natur sich in ähnlichen Zeitmaßen verändern ließe wie die Produktionsmittel und die Warenwelt.

II. Mehr als ein *homo oeconomicus*

Die Reduktion der Auffassung von Freiheit geht zumeist mit einer allgemeinen Verkürzung der Auffassung vom Menschen, vom menschlichen Leben einher, und es wäre nach meiner Überzeugung für die Gesellschaft, in der wir leben, höchst gefährlich, wenn sie sich dieses Menschenbild zu Eigen machte.

Was ist der Mensch? Der Mensch ist mehr als ein *homo oeconomicus*. Die „Trivialanthropologie des egoistischen Tauschmenschen“, wie der Philosoph Werner Plumpe kürzlich das Menschenbild der Ökonomen charakterisiert hat, ist nicht nur in ihren Konsequenzen höchst fragwürdig, sie ist auch unrealistisch. Wenn der Mensch sich, wie es die moderne Ökonomie von ihm verlangt, ganz der öko-

nomischen Rationalität unterwirft, negiert er wichtige, vielleicht die wichtigsten Seiten seines Menschseins. Wirtschaften ist elementar, das ist wahr. Es ist die Basis für menschliches Leben. Aber die ökonomischen Werte sind nicht die höchsten Werte. Eine Gesellschaft, die ökonomische Leistungen zu den ranghöchsten Manifestationen menschlicher Kreativität erklärt, ist kulturlos. Eine Gesellschaft, die keine höheren Werte kennt als die, die an der Börse gehandelt werden, ist barbarisch.

Wo dies nicht mehr klar ist, verkümmert zum Beispiel *Bildung* zu *Qualifikation* im engeren Sinne der Vorbereitung auf die Anforderungen der Wirtschaft. Dass Bildung der Entfaltung der *ganzen* Persönlichkeit zu dienen hat, dass es dabei auch um Lebensorientierung und um die Befähigung zu aktiver Teilhabe am politischen Prozess, um ästhetische Bildung, um Glücks- und Liebesfähigkeit geht, wird dann leicht übersehen.

Glück ist nicht die Summe wahrgenommener Konsumoptionen. Selbst im engeren materialistisch-sensualistischen Sinn kann das Glück des Menschen nicht allein im Verhältnis Produzent und Konsument gefördert werden. Freunde und Liebespartner, um nur diese zu nennen, verhalten sich zueinander nicht wie Produzenten und Konsumenten. Im Übrigen auch Pfarrer und Gläubige nicht. Das, was man seit den siebziger Jahren Lebensqualität nennt, hängt wesentlich auch von der allein kooperativ und damit politisch organisierbaren Lebensumwelt der Menschen ab. Kooperative Gemeinschaftspraxis jenseits individualökonomischer Imperative ist für ein sinnerfülltes und glückliches Leben mitentscheidend. Die Zivilgesellschaft mit ihren vielfältigen Institutionen und Praxisformen ist nicht identisch mit der Summe der Wirtschaftssubjekte. Die Entgrenzung der Ökonomie ist ein Verhängnis, ihre Einhegung durch andere lebensweltliche Logiken eine zentrale Voraussetzung für Zivilität.

Die der modernen Ökonomie zu Grunde liegende Vorstellung, dass Leistungen immer individuell zurechenbar und abrechenbar seien, vernachlässigt systematisch, dass alle unsere Leistungen auf den Leistungen vorangegangener Generationen fußen, dass ich bei allem, was ich leiste, notwendig die Hilfe anderer in Anspruch nehmen muss, und sei es nur dadurch, dass ich Infrastrukturen benutze, die von anderen errichtet wurden und erhalten werden. Das heißt: Die von Margaret Thatcher geleugnete Gesellschaftlichkeit des Menschen ist eine Grundvoraussetzung auch jeder ökonomischen Aktivität.

Eine Theorie und eine ihr folgende Praxis, die den Menschen zum Produktionsfaktor, zum Konsumenten oder zur Ware verkürzen, widersprechen allen Werten der (christlichen) europäischen Zivilisation, ja allen Werten der Zivilisation überhaupt. Die Würde des Menschen verlangt, dass er nie nur als Mittel zum Zweck, als verfügbare Masse, als Faktor in einer Gewinn-und-Verlust-Rechnung behandelt werden darf. Jeder Mensch ist Selbstzweck, ist mit unveräußerlicher Würde ausgestattet und darf darum niemals nur als Objekt, muss stets als Subjekt, als eigener Gestalter seines Lebens behandelt werden.

Nicht selten neigen moderne Ökonomen dazu, den Menschen als Maschine zu betrachten. In einem Interview mit der *Welt am Sonntag* sagte Jürgen Kluge, Chef von McKinsey Deutschland, zu seinen bildungspolitischen Vorstellungen befragt: „Wir alle haben, genetisch bedingt, einen Chip im Kopf. Aber wie schnell der läuft, ist eine Frage der Programmierung. Je mehr sie Kinder anregen, durch Musik, Sprache oder mathematische Aufgaben ihre Kapazität zu nutzen, desto mehr verdrahtet sich das Gehirn, und der Computer wird leistungsfähiger.“ Von Lamettrius primitiv materialistischer Beschreibung des *homme machine* unterscheiden sich

Kluges Vorstellungen nur durch die Verwendung des Vokabulars fortgeschrittener Kommunikationstechnik. Wer aber Menschen zu leistungsfähigen Maschinen machen will, der negiert das, was sie zu Menchen macht: ihre Freiheit, ihre Würde, ihre Fähigkeit, Verantwortung zu übernehmen.

Hier trifft sich die Ökonomie mit den Bestrebungen von Soziobiologen und Genetikern, die glauben, dass ihnen die Entschlüsselung des Genoms die Möglichkeit an die Hand gibt, endlich den perfekten Höchstleistungsmenschen herzustellen, der in der schönen neuen McKinsey-Welt seit langem als das Ideal der Menschheitsentwicklung propagiert wird.

Was ist menschliches Handeln? Ist menschliches Handeln auf die Wahl von Handlungsoptionen nach rationalen Vorteilskalkülen zu reduzieren, wie es nicht nur die neoklassische Ökonomie, sondern auch die neue Institutionenökonomik eines Douglas C. North propagiert? Nicht einmal auf die Kaufakte trifft das gängige Handlungsmodell der Ökonomie zu. Niemand kann sich, wie es die ökonomische Rationalität vorschreibt, einen vollständigen Überblick über alle Angebote mitsamt den Preis-Leistungs-Relationen verschaffen, um dann das für ihn günstigste Angebot auszuwählen. Allein der Versuch, sich diesen Überblick zu verschaffen, liefe auf eine ungeheure Verschwendung von Lebenszeit und damit auf eine tragische Lebensverfehlung hinaus. Welcher halbwegs normale Mensch möchte schon sein Leben mit Preis-Leistungs-Vergleichen zubringen?

Tatsächlich spielen bei unseren Kaufakten denn auch ganz andere Gesichtspunkte eine Rolle, wie Amitai Etzioni in seinem Buch *Jenseits des Egoismusprinzips* deutlich gemacht hat. Die Rede von einer „bounded rationality“, also einer „bedingten Rationalität“ solcher Handlungen, wie sie unter Ökonomen üblich ist, verdeckt nur, dass ihr verkürzter Begriff

von Rationalität für die Beschreibung und Erklärung menschlichen Handelns nicht ausreicht, nicht einmal im engeren Bereich des ökonomischen Handelns.

Erst recht gilt für die große Zahl der anderen Handlungen, dass sie in aller Regel nicht jener verkürzten Rationalität folgen, die die Ökonomen in ihren Handlungstheorien – faktisch und normativ zugleich – unterstellen. Das Modell des menschlichen Handelns, mit dem die moderne Ökonomie arbeitet, ist ebenso unrealistisch und weltfremd wie ihre Vorstellung vom Menschen. Der ökonomischen und politischen Praxis unterlegt, führt es zwangsläufig zu Verhältnissen, die der Würde des Menschen, seinen Lebensbedürfnissen widersprechen.

III. Innovation und Beschleunigung

Gegen die heute verbreitete Vorstellung, dass wir gut daran tun, uns in allen wichtigen Bereichen des Lebens der Leitung durch die ökonomische Rationalität zu unterwerfen, behaupte ich: Eine Welt, die sich vor allem nach dem Maßstab der ökonomischen Rationalität ausrichtet, wird deswegen noch lange nicht vernünftiger, nicht einmal in dem verkürzten Sinn der Vernunft, wie ihn die Ökonomie unterstellt.

Der Kult der Innovation und die Verachtung des Tradierten, befördert durch die Radikalisierung und Globalisierung des Wettbewerbs, führen zu einer Auflösung der wichtigsten Voraussetzung für zivilisiertes Zusammenleben: die Berechenbarkeit des Verhaltens anderer. Nur wenn wir davon ausgehen können, dass unsere Mitmenschen sich so verhalten, wie wir es von ihnen gewohnt sind, sind verlässliche Beziehungen, ist gesellschaftlicher Zusammenhalt denkbar. Wenn sich unsere Umwelt und mit ihr die uns umgebenden Menschen in immer schnellerem Tempo wandeln würden, wie es heute von modernen Ökonomen und Soziologen gefordert wird, wäre eine allge-

meine Hysterisierung der Gesellschaft mit allen Risiken irrationaler Schübe und plötzlicher Gewaltexzesse als Folge absehbar.

Die ständige Beschleunigung der Innovation führt schon heute dazu, dass die Auswirkungen neuer Techniken und neuer Produkte auf die Umwelt nicht mehr zuverlässig überprüft werden können. Das, was man in den siebziger Jahren *technology assessment* nannte, kommt systematisch zu kurz. Alles ist immer schneller im Fluss, die Reaktionen der anderen Akteure auf den globalen Märkten sind kaum kalkulierbar. Vor allem aber bleibt keine Zeit, die Folgen des eigenen Tuns einigermaßen sorgfältig abzuschätzen. Schon steht der Sabbat, der Sonntag als Zeit der Besinnung zur Disposition. Aber die hochinnovative Kultur der europäischen Neuzeit und Moderne beruht gerade nicht auf besinnungslosem Aktivismus rund um die Uhr, sieben Tage in der Woche und 365 Tage im Jahr, sondern auf dem rhythmischen Wechsel von Anspannung und Entspannung, von Aktivität und Reflexion, von vorwärtsdrängender Neuerung und kritisch prüfendem Rückblick.

Es wird sich herausstellen, dass die allgemeine Beschleunigung und die möglichst vollständige Besetzung von Raum und Zeit durch die produktivistische Betriebsamkeit nicht nur unkalkulierbare Risiken bergen, sondern auch die Kreativität der Gesellschaft schmälern. Darüber hinaus begünstigt diese Entwicklung einen neuen Typus des draufgängerischen Entscheiders. Heroischer Deziisionismus, das Durchschlagen gordischer Knoten, zu deren Lösung wir uns nicht mehr die Zeit nehmen, wird unter solchen Umständen immer häufiger das Verhaltensmuster der Wirtschaftselite und der politischen Führer werden.

Auf der anderen Seite stellt sich der Gesamtprozess mit seinen allfälligen, kaum berechenbaren Auswirkungen auf

die eigene Existenz für die große Mehrheit der Menschen als ein blindes, unpersönliches Schicksal dar. Sie können ihr Leben nicht mehr einigermaßen zuverlässig planen, können sich nicht mehr an gültigen Lebens- und Laufbahnmustern orientieren. Sie haben es nicht mehr mit Gegnern zu tun, die ein Gesicht haben, die verantwortlich gemacht werden können, wenn etwas schief läuft. Sie stehen einem autopoetischen Prozess gegenüber, der scheinbar subjektlosen Exekution von Gesetzmäßigkeiten, die sich ohne Rücksicht auf das einzelne Schicksal durchsetzen. So entsteht eine neue Schicksalsgläubigkeit.

Und wo das Gefühl wächst, einem übermächtigen Schicksal ausgeliefert zu sein, schlägt natürlich auch die Stunde für Gurus und Sektenführer, für Scharlatane und Quacksalber aller Art, die ihre Scheingewissheiten als Ersatz anbieten, wenn rundherum alle Halteseile reißen. Wo die verkürzte ökonomische Ratio triumphiert, wird dem Irrationalismus Tür und Tor geöffnet.

Freiheit wird in der Welt der Marktradikalisten – jedenfalls für die große Mehrheit der Menschen – das, was sie in vor-demokratischen Zeiten immer war: Einsicht in die Notwendigkeit, Persönlichkeitsentfaltung wird zur Anpassung an fremdgesetzte Zwänge verkleinert, Leben immer häufiger zum allenfalls mühsam bewerkstelligten Überleben. Der Aktivismus der Moderne verkehrt sich für die Mehrheit in ein Leben im Passiv.

Dass das westliche Gesellschafts- und Wirtschaftssystem sich in allen Belangen dem sowjetischen überlegen erwiesen hat, bedarf keiner weiteren Beweisführung. Die Frage ist nur, ob sich das westliche System nicht auch bei der Verfolgung höchst fragwürdiger Ziele als überlegen erwiesen hat. Diese Frage wird umso dringender, wenn das westliche System, wie es heute unter dem Druck der Marktradikalisten zunehmend geschieht,

auf Marktwirtschaft pur reduziert wird und die anderen Elemente, zum Beispiel die Sozialstaatslogik, die politische Dimension der Demokratie, weitgehend ausgeblendet werden.

Nehmen wir für einen Augenblick an, dass die marktradikale Umwälzung auf lange Sicht tatsächlich ihre Versprechen einlöst. Bleibt die Frage, was mit den Menschen passiert, bis es so weit ist. Hat irgendjemand das Recht, ein Menschenleben, gar viele Menschenleben dem Fortschritt zu opfern? Auch für die überzeugten Neoliberalen, die so gern vom Individuum und seiner Freiheit reden, schreitet der geschichtliche Fortschritt mit blutigen Stiefeln voran. Aber da die Menschen nur ein Leben haben, müssen sie jetzt leben, in Würde leben. Seine Lebensansprüche einem vagen zukünftigen Heil zu opfern ist Lebensverfehlung. Die Menschen auf die Zukunft zu vertrösten, statt die gegenwärtigen Glücksmöglichkeiten auszu schöpfen, ist Zynismus.

IV. Ökonomie: Dienerin der Menschen

Wenn dies alles einleuchtend, jedenfalls nicht ganz falsch ist, dann liegt eine Schlussfolgerung nahe: Die Ökonomie, ganz besonders die heute dominierende Ökonomie, darf nicht alle Bereiche der Gesellschaft, darf nicht das ganze Leben der Menschen beherrschen, weil ihre Logik einen halbierten Menschen impliziert, weil ihre Rationalität bestenfalls eine halbierte Vernunft ist, weil die konkurrenzlose Dominanz des Ökonomischen ebenso zum Totalitarismus tendiert wie die konkurrenzlose Dominanz des Politischen oder des Religiösen.

Es geht mir also nicht darum, der Ökonomie ihr Teilrecht streitig zu machen oder abgewirtschaftete Vorstellungen einer zentralen politischen Steuerung einer hochkomplexen Wirtschaft, wie sie etwa zu Zeiten der Sowjetunion praktiziert wurden, neu zu beleben. Der Markt als

Instrument der Feinverteilung von Gütern und Dienstleistungen und der Rückkoppelung von Verbraucherwünschen mit der Produktion, als Indikator für die Preisbildung und als Feld innovativer Experimente scheint in komplexen Gesellschaften nicht ersetzbar zu sein. Vielleicht wäre uns fürs Erste schon geholfen, wenn es eine Rückbesinnung auf die ordnungspolitischen Vorstellungen der Euckenschen Schule gäbe, wie sie nach 1945 die Erhard'sche Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik prägten. Eine Wettbewerbsordnung, in der tatsächlich alle Marktteilnehmer eine faire Chance hätten, ihr Glück zu suchen, in der zum Beispiel durch eine radikale Beschränkung des Erbrechts und rigide Maßnahmen zur Verhinderung von Monopolen und Oligopolen die Chancen tatsächlich einigermaßen gerecht verteilt würden, diese bis heute uneingelöste Euckensche Vision mag in der Tat auf den ersten Blick attraktiv erscheinen, auch wenn hier, wie überhaupt in der liberalen Denkschule, die aktive Rolle der Politik und des Staates in der Wirtschaftsgeschichte, zum Beispiel bei der Durchsetzung von Basisinnovationen, sträflich unterschätzt wird.

Aber entscheidend ist eine andere Erkenntnis: Leben, das Zusammenleben von Menschen, ist mehr als nur Ökonomie. Darum wäre es selbst dann falsch, möglichst alle menschlichen Beziehungen der Marktrationalität zu unterwerfen, wenn diese tatsächlich so vernünftig wäre, wie sie vorgibt zu sein. Die Durchdringung der ganzen Gesellschaft mit der Rationalität der Ökonomie wäre nichts als eine neue Form des Totalitarismus. Die Ökonomie muss den Menschen dienen, und dienen kann sie ihnen nur, wenn ihr Zugriff begrenzt wird. Eine Ökonomie, in der alle Dinge *und* die Menschen nichts als Verfügungsmasse sind, die die Menschen beherrscht, statt sich in den Dienst an höheren humanen Werten zu stellen, führt in die Barbarei.